

Vortrag im Rahmen von „Das Eigene und das Fremde“ - 46. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für psychosomatische Frauenheilkunde und Geburtshilfe e.V., Dresden 2017

Was tut mein Blick dem Anderen an?

Psychologische Aspekte des Umgangs mit dem Fremden

Der „Umgang mit dem Fremden“ findet statt – jederzeit und jeden Orts und ist aus dem Leben von Menschen und ihren Gemeinschaften nicht wegzudenken. Die Art des „Umgangs mit dem Fremden“ ist sowohl Teil des individuellen Selbstverständnisses als auch des gesellschaftlichen Übereinkommens, der Tradition. Die wissenschaftliche Beschäftigung damit und somit systematische und bewusste Auseinandersetzung hat lange Wurzeln in der Philosophie, sich als eigenständiges wissenschaftliches Fach allerdings erst im 19. Jahrhundert mit der Völkerkunde, später Ethnologie einen entsprechenden Ort verschafft. In den ersten Jahrzehnten waren es gelehrte, bürgerliche, weiße Männer, die fremde Völker besuchten, deren Lebensformen, Sitten und Gebräuche studierten und dokumentierten. Dass der persönliche Hintergrund der Wissenschaftler sich wesentlich in ihren Forschungsergebnissen niederschlug, wurde erst viel später deutlich, nämlich einerseits als sich auch Frauen und Angehörige anderer sozialer oder ethnischer Gruppen auf den Forschungsweg begaben und teilweise zu anderen Schlüssen kamen, als ihre Lehrer. Ganz entscheidend neue Erkenntnismöglichkeiten lieferte der erst ab etwa Mitte des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund tretende Ansatz der systematischen Einbeziehung der Forscherpersönlichkeit in den Forschungsgegenstand, also die Analyse der individuellen und sozialen Rahmenbedingungen des Forschers/der Forscherin wie Alter, Geschlecht, sozialer Background, ethnische Zugehörigkeit usw. und deren Einfluss auf die Forschungsarbeit. In der Sozialwissenschaft mittlerweile Standard, hat sich dieser Zugang, bekannt als Diversitäts-Konzept nun auch im Alltag durchgesetzt. In diesem Text möchte ich nun auf den psychologischen Aspekt des Umgangs mit dem Fremden fokussieren, seine individuellen Wurzeln und soziale Grundlegung.

„Nie spiegeln wir uns mehr, als im Urteil über den Anderen“

Dieses - schlicht klingende - Zitat von Erich Fromm lenkt unseren Blick auf ein wesentliches, oftmals übersehenes Charakteristikum des Fremden: es definiert sich nicht „aus sich selbst heraus“ aufgrund eigener Eigenschaften, Kompetenzen oder Qualitäten sondern das Fremde „wird definiert“, von außen, vom „Anderen“. Wer aber hat die Macht, etwas oder jemanden als „fremd“ zu definieren“. Woher kommt die Notwendigkeit dazu?

In diesem Text wird „das Fremde“ als Abstraktum verwendet, als Charakteristikum von all dem, das als unbekannt, unvertraut wahrgenommen wird und sowohl Menschen, Dingen, Verhaltensweisen, Umgangsformen usw. zugeordnet werden kann. Ich möchte Sie einladen, Ihre persönlichen Erfahrungen in dem weiten Feld der Begegnungen mit dem Fremden zu erinnern und als Referenzpunkte heranzuziehen.

Die Begegnung mit dem Fremden ist ein grundlegend wichtiges und unverzichtbares Element der individuellen Entwicklung jedes einzelnen Menschen und im sozialen Raum, in dem wir uns bewegen existieren gewisse Rahmenbedingungen, die diese Begegnungen mitgestalten. Es sind gesellschaftlich definierte Umgangsformen – seien sie uns bewusst oder nicht. In jedem Fall kann davon ausgegangen werden, dass das Fremde erstmal „das Andere“, „das Neue“, „das Ungewohnte“ ist. Die Voraussetzung dafür, dass etwas als fremd wahrgenommen werden kann, ist die Existenz eines Bereichs des Vertrauten, Bekannten von dem sich „das Fremde“ unterscheidet. Dieser Bereich „des Eigenen“ bleibt meist undefiniert, erklärt sich gewissermaßen ‚von selbst‘, bzw. wird nicht als speziell erklärungsbedürftig betrachtet. Es ist das „Normale“, das scheinbar ahistorisch existiert und nicht mehr daraufhin befragt wird, woher es denn kommt, wer oder was es beeinflusst hat, wie es zu dem geworden ist, was es heute ist. Die Fähigkeit, sich im eigenen sozialen Raum sicher bewegen zu können setzt voraus, dass die hier geltenden Codes erlernt wurden, die dazu verhelfen, das eigene Verhalten entsprechend der gültigen Regeln zu steuern. Das gilt übrigens auch im Falle der aktiven Regelverletzung, die als Kontrapunkt zu bestehenden Regeln gesetzt wird, aber ebenfalls die Kenntnis davon voraussetzt. Diese Kenntnis verleiht den Mitgliedern dieses sozialen Raumes ein Sensorium dafür, welches Verhalten üblicherweise welche Reaktionen hervorruft, worauf man sich verlassen kann, woher Gefahr droht und wie ich mich davor schützen kann. Dieses Wissen gibt Sicherheit.

Jede Begegnung mit dem Fremden ist geeignet, diese Sicherheit zu erschüttern. Ich befinde mich in einer Situation, in der meine erlernten Orientierungssensoren nicht ausreichen, um die Situation kontrollieren zu können. Irritation ist die Folge – mit der individuell sehr unterschiedlich umgegangen werden kann. Die primären Reaktionen sind wohl Angst oder Neugier – sehr unterschiedliche emotionale Reaktionen mit höchst unterschiedlichen Konsequenzen für das weitere Verhalten, die ganz wesentlich von den inneren und äußeren Rahmenbedingungen bestimmt sind. Das erste Kriterium ist also **mein Manko** – ich kann die neue Situation nicht zuordnen, **meine** Sensoren reichen dafür nicht aus. Die Kognitionspsychologie spricht hier von mentalen Wissensstrukturen, die als Schemata bezeichnet werden. Astrid Erll und Marion Gymnich schreiben in ihrem Buch ‚Interkulturelle Kompetenzen‘: „Schemata werden durch Erfahrung im Rahmen der Sozialisation erworben. Sie reduzieren Komplexität und leiten unsere Wahrnehmung in bestimmte Bahnen. Schemata sind Bestandteile komplexer Netzwerke und durch Assoziationsketten miteinander verbunden.“

Nun ist das Fremde auf Anhieb nicht in mein bestehendes Schema zu integrieren, ist keiner vertrauten Kategorie zuzuordnen. Die Irritation, die diese Situation hervorruft, sucht eine

Lösung und die liegt in der Zuordnung der Kategorie „ist mir fremd“ – ungeachtet aller ihm innewohnenden Qualitäten, Kompetenzen, Hintergründe. Das heißt: die einzige Eigenschaft, die „dem Fremden“ zugestanden wird ist, dass **ich** es nicht kenne. Diese Tatsache beschreibt bereits ein Charakteristikum dessen, was das Fremde ausmacht: ihm ‚geschieht Definition‘ – und zwar – genau aus dieser Logik heraus - aus der Sicht ihm nicht Angehöriger. Woher kommt diese Definitionsmacht? Die ist gesellschaftlich grundgelegt, entspricht der Mehrheitsmacht, die gesellschaftliche Konvention, die Normalität definiert und Abweichung sanktioniert.

Der zentrale Faktor, der diese Definitionsversuche stützt und manchmal auch notwendig macht, ist die Unsicherheit gegenüber unbekanntem, fremden Situationen. Sie sind in der Lage, bekannte, vertraute Aktions- und Reaktionsweisen unbrauchbar zu machen, was die Sicherheit im sozialen Umgang massiv untergraben kann. Nicht nur Sprachen können unverstanden bleiben, auch Gesten, Erwartungen, Umgangsformen können plötzlich andere Konsequenzen haben, als die bekannten.

Begegnungen mit dem Fremden können auf sehr unterschiedlichen Ebenen stattfinden: auf Reisen in andere Länder, in fremde Kulturen, aber auch in der nächsten Umgebung: geografisch **und** – und das ist hier besonders wichtig - sozial. Das heißt, in meinem unmittelbaren Lebensraum gibt es jede Menge Fremdheit, und zwar nicht nur durch Migration, die Menschen aus anderen Kulturen in ‚unser‘ Land geführt hat, sondern wesentlich durch soziale Definitionen. Diese Ebene von Fremdheit im unmittelbaren, vertrauten Umfeld, in der „eigenen Gesellschaft“ wird oft nicht als solche erkannt und ist häufig eine Quelle von Konflikten und noch häufiger von Diskriminierungen durch die Anwendung mehrheitsfähiger Normen. Diese sozial definierte Fremdheit liegt in den Unterschieden im Alter, Geschlecht, Bildung, Hautfarbe, ethnische Zugehörigkeit, ökonomischem Status, usw. und deren jeweilige Auswirkungen auf die gesellschaftliche Position. Diese Begegnungen stellen unser Alltagsleben dar und laufen zumeist komplikationslos ab, dennoch möchte ich den Blick darauf lenken, wie nahe das Fremde in Erscheinung treten kann und dass es sich lohnt, die Elemente von Fremdheit genau zu betrachten. Aus ihrer Entstehungsgeschichte können wir eine ganze Menge lernen darüber, welche Bedrohung und welche Chancen in der Begegnung mit dem Fremden liegen und welche Möglichkeiten es gibt, die vorhandenen Chancen bestmöglich zu nutzen.

Auf individueller Ebene kann davon ausgegangen werden, dass Begegnungen mit „dem Fremden“ immer gleichzeitig Aspekte von Bedrohung und Chance beinhalten. Welche dieser beiden Möglichkeiten in den Vordergrund tritt, hängt wesentlich von den seit der Kindheit erworbenen und entwickelten psychischen Strukturen ab. In Verbindung damit stellen die gesellschaftlich definierten Umgangsformen mit dem Fremden historisch gewachsene Spielregeln dar, die Aspekte von Gastlichkeitstraditionen ebenso beinhalten wie jene von Macht, Ausgrenzung, Vereinnahmung, Unterwerfung usw.

Die Frage lautet: Was geschieht bei einer solchen Begegnung auf psychischer Ebene und wie sehr führt die Kultur dabei Regie?

Die zentralen Begriffe, um die es hier geht, lauten: Individuum – Kultur – Identität. Drei höchst vielschichtige und theoretisch schwer fassbare Begriffe, die ich hier zu Hilfe nehme um einen psychologischen Blickwinkel anzuwenden.

Individuum: das einzelne menschliche Wesen, Teil der Gesellschaft und doch viel mehr als das. Es trägt wesentliche Aspekte der Kultur, in der es lebt und aufgewachsen ist und doch repräsentiert jeder Mann / jede Frau / jeder Mensch auf eigene, unverwechselbare Art diese Kultur – eben individuell. (welche Aspekte davon angenommen werden, welche abgelehnt, wie gewichtet). Die Gesellschaft ist die Summe der Individuen und doch viel mehr als das. Sie folgt eigenen Regeln, die über die individuellen hinausreichen und die in ihrer Gesamtheit als Kultur bezeichnet werden können.

Die **Kultur** stellt die Summe der Werte und Normen dar, die Gesellschaften in Zeiträumen mehrerer Generationen entwickeln und beinhalten somit die Spielregeln, nach denen die Menschen zusammenleben. Diese werden den Kindern und heranwachsenden Menschen auf bewusster und unbewusster Ebene vermittelt durch Angehörige der Gesellschaft und ihrer Institutionen: durch Personen und durch Institutionen (Kindergarten, Schule, Ausbildungsplatz). Bereits hier sind große Unterschiedlichkeiten vorzufinden: die Elternschaft ist gesellschaftlich mitdefiniert und kann gelebt werden als Kleinfamilie, als Alleinerzieherin, als mehrgenerationale Großfamilie mit jeweils wesentlichen Unterschieden im Beziehungserleben des Kindes.

Institutionen, deren Hauptaufgabe es ist, die gültigen gesellschaftlichen Regeln weiterzugeben sind der Kindergarten, die Schulen (bis zu welchem Alter?), der Ausbildungsplatz, Sportverein, freiwillige Feuerwehr, kirchliche Institutionen, Jugendgruppen, Bundesheer/-wehr, Zivildienst, Universitäten etc. – nicht dabei zu übersehen die geschlechtsspezifische Relevanz mit unterschiedlichen Auswirkungen für Burschen/Jungen und Mädchen.

Die Gesellschaft braucht individuelle Fähigkeiten, um aufrechterhalten zu werden und ebenfalls, um weiterentwickelt zu werden.

Identität stellt bekanntlich ein höchst komplexes Element individueller Grundstrukturen dar. Ich möchte hier eine Darstellung von Identität entwickeln, die auf das Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft fokussiert und psychoanalytische Grundlagen einbezieht.

Identität entwickelt sich somit aus dem Spannungsfeld von Individuum und Kultur, dem Gegensatzpaar, das sich gegenseitig bedingt. Dabei handelt es sich um einen unauflösbaren Gegensatz, der dieses Paar zusammenhält: Individuum und Kultur brauchen, bedingen einander gegenseitig, eines ist des anderen Feind und Existenzgrundlage gleichzeitig. Der Umgang mit kulturell verlangter Einschränkung, Grenzsetzung, ermöglicht im gelingenden

Fall dem Individuum zu lernen, sich zu entwickeln und den Erwerb der jeweiligen Kultur adäquaten psychischen Anpassungs- und Abwehrformen.

Diese wechselseitige Bedingung hat großen Einfluss auf die psychische Entwicklung der Menschen. Wir brauchen Identität nach innen, um uns gesichert mit Befremdlichem von außen auseinandersetzen zu können und sind andererseits nur dann in der Lage, diese Sicherheit des Eigenen zu entwickeln, wenn wir auch das Andere kennen lernen.

Wesentliche Grundlage zur individuellen Entwicklung ist das Erobern und Ausdehnen eines Raumes des Vertrauten, Bekannten und damit Gesicherten; einen Ort zu haben, den ich kenne, wo ich mich orientieren kann, wo ich sicher bin. In der individuellen Entwicklungsgeschichte des Menschen geschieht dies vom Zeitpunkt der Geburt an schrittweise nach außen: die Beziehung zur Mutter ermöglicht das erste Erkennen davon, dass es „ein Anderes“ gibt, der Vater hilft zu erkennen, dass es mehr „Anderes“ gibt, ebenso alle Menschen im engsten Umfeld, die zunehmend unterschieden, also „erkannt“ werden. Kindergarten und Schule ermöglichen und benötigen völlig neue Beziehungsmuster, das Erleben von Freundschaften und Feindschaften, später die berufliche Umgebung benötigt wiederum neue Verhaltensweisen, ebenso die Partnerschaft....usw.

Sich diesen immer weiter werdenden Raum vertraut zu machen heißt, zu lernen, wie es "drinnen" funktioniert. Z.B. zu erfahren, welche Reaktionen mein Verhalten hervorruft. Wiederum beginnend beim Baby und heranwachsenden Kind: bereits Babies reagieren stark auf Aktionen der Eltern und oftmals noch stärker auf deren emotionale Befindlichkeit. Schon Kleinkinder lernen schnell, wie Eltern funktionieren: womit erreiche ich mehr, wenn ich folgsam bin oder rebellisch, welche Dezibelstärke muss meine Forderung erreichen, um Aussicht auf Erfolg zu haben? Höchst intensive Prozesse bereits im Kindesalter drehen sich rund um Freundschaften: welche beglückende Erfahrungen sind es, Freunde zu gewinnen und wie schmerzhaft ist der Verlust...- all dies gilt es zu erproben und Sicherheit darin zu erlangen. Dies bedeutet, mit dem eigenen sozialen Umfeld zunehmend vertraut zu werden, es sich „zu eigen“ machen.

Individuelle Entwicklung zielt darauf ab, sich die ständig wachsende Lebenswelt vertraut zu machen. Das ist ein schmerzhafter Lernprozess, der eigentlich im Kern auf der immer wieder nötigen Überwindung und Integration von Frustrationen beruht: ich lerne, etwas zu vermeiden, wenn es nicht funktioniert. Und wie 'es' funktioniert, ist gesellschaftliche Konvention - bis in die Art und Weise hinein, wie Beziehungen geführt werden. Diese - eben auch gesellschaftlich strukturierten - Beziehungsformen, die ja ganz grundlegende individuelle Bedürfnisse und Ängste berühren, haben sowohl klar verhandelbare bewusste, als auch unbewusste Anteile. Die unbewussten sind die, die hoch angstbesetzt sind, sodass sie zum Zweck der Angstvermeidung unbewusst bleiben und somit so gut wie unkontrollierbar und dabei hochwirksam sind. Und hier liegen auch die möglichen Fallen: wird der Angstpegel zu hoch, kann keine partielle Integration mehr stattfinden und eine Erweiterung des Erfahrungsraumes wird verunmöglicht. Hier treten üblicherweise

Abwehrmechanismen in Kraft, die sich aus der bisherigen individuellen Geschichte nähren und den Zweck verfolgen, die Stabilisierung des Eigenen zu erreichen, indem dem Fremden die Schuld gegeben wird für die misslungene, weil angstmobilisierende Begegnung.

Wenn jedoch diese Dynamik, diese permanente Begegnung mit Grenzen, relativ angstarm erlebt werden kann, ist sie geeignet, dazu anzuregen, das Territorium zu erweitern. Man könnte auch sagen, dass es diese erfolgreich integrierten Frustrationen sind, die den Weg weisen und weitere Schritte ermöglichen. Es geht also um die schrittweise Eroberung der "Welt", d.h. dass der vertraute Bereich immer weiter ausgedehnt werden kann und die Komplexität des Erfahrungsraumes sich deutlich erhöht. Auch hier existieren kulturbedingt enorme Unterschiede in der Vorstellung dessen, was die zu erobernde „Welt“ sei. So ist es etwa in stark familiär organisierten Gesellschaften überaus wichtig, das weit verzweigte Familiensystem kennen zu lernen und sich darin einen zufriedenstellenden Platz zu erobern. In individualisierteren, meist urbaneren Gesellschaften ist es wichtiger, aktiv ein außerfamiliäres soziales Netz zu knüpfen. Mit der Konsequenz, dass es unterschiedlicher Zugänge bedarf, sich im familiären Kontext „passend“ zu verhalten oder aktiv einen selbstgewählten Freundeskreis zu pflegen.

Oder: Geografisch betrachtet kann die zu erobernde „Welt“ ebenso ein Dorf, ein Landstrich mit der Kenntnis all seinen Charakteristika sein oder eben der Globus. In dieser Hinsicht hat die beschleunigte Mobilität der letzten Jahrzehnte, wie sie vor allem in Industrieländern großen Teilen der Bevölkerung zur Verfügung steht, die Unterschiede massiv verschärft. Die kriegerische Expansion zum Zweck der eigenen Bereicherung existiert, seit es Waffen gibt, aber die gezielten Versuche, den Globus zu erobern und durch Kolonisierung nachhaltig auszubeuten hat vor etwa 500 Jahren in Europa ihren Ausgang genommen und dadurch die ungleiche Machtverteilung weltweit grundgelegt. Und auch heute ist die Möglichkeit der friedlichen „Welteroberung“ durch Reisen nur einem ganz kleinen Teil der Menschheit vorbehalten – nämlich uns, bildungsmäßig und ökonomisch bereiten Mitgliedern der reichen Länder.

Zurück zur individuellen Entwicklung: Jede Begegnung mit dem Fremden erschüttert den bereits eroberten Bereich des Bekannten/Vertrauten. Wichtige psychische Bewegungen im Umgang damit liegen - als erste Schritte - in der Abgrenzung davon und der Überwindung der Kränkung daran. Gelingt dies, ist partielle Integration – auf psychischer Ebene - des ursprünglich Bedrohlichen möglich, was eine Erweiterung des bekannten/vertrauten Raumes bedeutet.

So könnte es sein. Tatsache ist allerdings, dass diese Entwicklung keineswegs linear und friedlich verläuft, sondern in Sprüngen und mit Brüchen und dass auf dem langen Weg zum einigermaßen sicheren „Eigenen“ sehr viele Gefahren lauern, die einen solchen konstruktiven Weg erschweren oder sogar verhindern können. Wenn es beispielsweise für ein Kind immer wieder unmöglich ist, einen Ort der verlässlichen Sicherheit zu erleben, wenn die vertrauten Personen nicht die nötige Stabilität der Beziehung garantieren können, kann

die Konfrontation mit dem Fremden übergroße Angst auslösen. Dann wäre eine partielle Integration des Fremden nicht mehr möglich und eine massive Angstabwehr zur Bewältigung der Situation nötig. Es ist zu vermuten, dass solche Erlebnisse in sehr frühen kindlichen Entwicklungsphasen besonders wirksam sind, weil die Erscheinungsformen dieser Angstabwehr im Erwachsenenalter auf sehr frühe Abwehrmechanismen schließen lassen. Bekanntlich tauchen in xenophoben Bildern sehr oft Überflutungs- oder Verschlingungsphantasien auf. So muss im Falle, wo mit 'dem Fremden' eine so starke Bedrohung verbunden wird, dass keine souveräne Abgrenzung und in Folge partielle Integration möglich ist, mithilfe bekannter (ebenso: früher) Abwehrmechanismen wie Projektion oder Spaltung die eigene Identität 'gerettet' werden. Ausgrenzung und Abwertung dessen, das sich eignet, die Bedrohung, die Überflutung zu repräsentieren, ist die Folge. Dies kann sowohl gegenüber „fremden“ Menschen in Erscheinung treten als auch in sogenannten „Gewohnheiten“ in der persönlichen Lebensführung, die darauf angelegt ist, vertraute Bahnen nicht zu verlassen. Jedenfalls haben unbewusste Ängste, die letztlich von erschreckenden Erfahrungen mit nicht bewältigbaren Situationen herrühren, einschränkenden Einfluss auf Selbstwert und Handlungsspielraum der Menschen.

Generell kann die Beschäftigung mit dem Fremden mehrere Bereiche berühren, wie:

- Das Fremde als Voraussetzung für Eigenes
- Das Fremde als Gegensatz zum Eigenen
- Das Fremde als Ergänzung zum Eigenen
- Das Fremde als Chance

Diese Bereiche beinhalten eine große Bandbreite an Möglichkeiten, mein Wahrnehmungs- und Verhaltensrepertoire aktiv zu erweitern, vorausgesetzt, die eigenen psychischen und die sozialen Rahmenbedingungen stehen einem solchen Prozess nicht im Weg. Zur Annäherung an das Thema, wie mit ‚dem Fremden‘ respektvoll, differenziert und für beide Seiten fruchtbringend umgegangen werden kann, ist neben – durchaus zu erlernenden individuellen Fähigkeiten - auch die Beachtung der Form der Begegnung entscheidend. Wessen Regeln gelten an Ort und Zeitpunkt der Begegnung, wer hat das größere Interesse daran? Welche ökonomischen und psychischen Rahmenbedingungen spielen in die Begegnung hinein? Wie können die Möglichkeiten am besten genutzt werden? Sind die Beteiligten tatsächlich gleich berechtigt in der Lage, Art, Form und Konsequenz der Begegnung zu bestimmen? Wer hat, bzw. nimmt sich die Definitionsmacht?

Historisch betrachtet scheint der Umgang mit dem Fremden von der Dichotomie Unterwerfung und/oder Verlockung geprägt – zwei Seiten derselben Medaille. Die Unterwerfungsversuche können psychologisch als ein „Bannen der Bedrohung“ zum Zweck der „Stabilisierung“ des Selbst gelesen werden. Den „Verlockungen“ nachzugeben schließt den Unterwerfungswunsch zwar nicht völlig aus, lässt jedoch einen gewissen Spielraum zur Entdeckung von Neuem, von partiellem Kennenlernen von Unbekanntem. Deutlich neueren Datums sind die Bestrebungen, das Fremde zu verstehen. Vieles kann verstanden werden, wenn ich Hintergründe, Geschichte und Rahmenbedingungen erfahre. Aber es kann ein Rest

offen bleiben. So freundlich dieser Zugang des verstehen Wollens auch erscheinen mag darf nicht übersehen werden, dass dahinter ein fataler Ethnozentrismus versteckt sein kann. „Ich verstehe dich“ heißt: ich kann dich in meine Verstehenskategorien einordnen. Und wenn nicht? Liegt es dann an dir oder an meinem Verständnis? Diese Ergänzung im Umgang mit dem Fremden habe ich in meinen Forschungen bei den Miskito und Mayangna in Nicaragua gelernt. Dort existiert allerhand, das ich nicht verstehen kann, aber in der Kultur dieser Menschen einen gesicherten Platz hat. Die Akzeptanz dessen, dass Lebensformen, Kulturen, Haltungen existieren, die sich der Logik und unseren gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnissen entziehen, ist für uns relativ schwer erträglich, denn wir haben gelernt, große Sicherheit aus den hoch entwickelten Wissenschaften - vor allem Naturwissenschaften - zu beziehen. Dieses Andere zu akzeptieren kann einen großen Lernschritt bedeuten und ist dann besonders fruchtbar, wenn er mit der Erkenntnis verbunden ist, dass uns die Gemeinsamkeit des Mensch-seins wesentlich stärker verbindet, als uns die kulturellen Unterschiede trennen können.

Jedenfalls lässt sich festhalten, dass die Beschäftigung mit dem Fremden die große Chance beinhaltet, sehr viel über sich selbst zu erfahren. Das ist zwar nicht immer angenehm, aber im Sinne des Konzepts der anzustrebenden Erweiterung meines Handlungsspielraums äußerst hilfreich. Ziel könnte sein, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass das Fremde immer von mir definiert wird und allfällige bedrohliche Aspekte wesentlich aus meinem eigenen Unbewussten stammen. Zwar geht es immer wieder darum, Unterschiede zu erkennen, ganz im Geist der Diversität, jedoch die Bewertung durch die hierarchische Kategorisierung „fremd“ hintanzuhalten. Hilfreicher wäre, wie Holzbrecher meint, die Frage in den Mittelpunkt zu stellen: „Wie sieht die Brille aus, durch die ich Fremdes wahrnehme?“ Dies ermöglicht mir, durch die Beschäftigung mit dem Fremden zugleich viel über mich selbst zu erfahren.

Literaturhinweis:

Erll, Astrid/Gymnich, Marion (2011): Interkulturelle Kompetenzen. Erfolgreich kommunizieren zwischen den Kulturen. Klett Lerntaining, Stuttgart

Holzbrecher, Alfred (2004): Interkulturelle Pädagogik. Cornelsen Verlag, Berlin